

Paul Zanker

Antike Philosophen, Barbaren und ein bedrängendes Stadtbild



Geboren 1937 und aufgewachsen in Konstanz am Bodensee. Studium der Fächer Klassische Archäologie, Geschichte, Latein, Germanistik in München, Freiburg und Rom. Promotion 1962 in Freiburg. Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts, Habilitation 1967, Privatdozent in Freiburg. Von 1972-1976 o. Professor in Göttingen, seither in München. Gastprofessuren und Studienaufenthalte in Princeton (1982), Oxford (1985), New York (1986), American Academy in Rom (1989), Berkeley (1991). Hauptarbeitsgebiete: Kulturgeschichte des Hellenismus und der römischen Kaiserzeit. Für einen Nichtfachmann lesbare Bücher: *Augustus und die Macht der Bilder* (München 1987); *Die Trunkene Alte* (Frankfurt 1989); *Pompeji* (Mainz 1994). — Adresse: Archäologisches Institut der Universität München, Meiserstr. 10, D-80333 München.

In der publizierten und privaten Panegyrik über das Wissenschaftskolleg werden oft Metaphern wie Insel, Hügel / Berg und Garten benutzt. In der Tat ist etwas Unwirkliches an diesem wunderbaren Ort, an dem einem vieles von der täglichen Mühsal abgenommen und das Forschen in jeder Weise erleichtert wird und wo man von einer selbstverständlichen Atmosphäre der Freundlichkeit und Zugewandtheit umgeben ist.

Aber der Frieden täuscht, denn überall in dieser harmonischen Welt lauern „Anregungen“, oft in solcher Qualität und Fülle, daß mir meine archäologischen Karten ständig durcheinander geraten sind. Es gab Fellows, denen ich fast zwanghaft immer wieder von meiner Arbeit erzählt habe, obwohl ich doch schon bald wußte, daß z. B. jede Unterhaltung mit Anthony Grafton nicht nur neue Bücherbestellungen zur Folge haben würde. Daß ich unter diesen Umständen wenigstens mein Buch über *Die Maske des Sokrates. Das Bild des Intellektuellen in der antiken Kunst* abgeschlossen habe, mit dem ich eigentlich schon nach vier Monaten hatte fertig sein wollen, grenzt ans Wunderbare.

Dem Manuskript lagen sechs Vorlesungen zugrunde, die ich 1991 in

Berkeley gehalten habe (Sather-Lectures). Ich versuchte darin, aus Bildnissen der antiken Dichter, Philosophen, Redner, Lehrer, Ärzte eine Geschichte des sozialen Image der „Intellektuellen“ zu konstruieren. Der Weg führt vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis in die Spätantike durch sehr unterschiedliche Gesellschaften, in denen die „Intellektuellen“ ganz verschiedene Rollen spielten. In jedem Kapitel mußte also aufs Neue und auf knappstem Raum eine soziale Bühne rekonstruiert werden, auf der ich meine Philosophen und Dichter auftreten lassen und die Körper und Mienen ihrer Ehrenstatuen in ein Verhältnis zur „normalen“ Selbstdarstellung der Zeitgenossen setzen konnte. Da die meisten einschlägigen Bildnisse nicht im Original, sondern nur in römischen Kopien überliefert sind, waren in den Fußnoten komplizierte quellenkritische Voraussetzungen zu klären.

Während meiner Zeit am Wissenschaftskolleg habe ich mich vor allem mit den beiden letzten Kapiteln des Buches beschäftigt. Leider sind sie dank der so günstigen Umstände am Wissenschaftskolleg auch fast doppelt so umfangreich wie die übrigen geworden ! In dem einen geht es um „Hadrians Bart und die Haare des Apuleius“. Ich versuche darin zu zeigen, wie sich im Laufe der antoninischen Zeit in den führenden Schichten überall im Imperium Romanum eine neue Form der Selbststilisierung und der Bartmode ausbreiteten. Vorbild waren die Porträts der berühmten Griechen, deren Büsten seit langem zum festen Dekor vornehmer Häuser und Villen gehörte. Das neue „Intellektuellen-Gesicht“ der Männer war nur eines der zahlreichen Erinnerungsrituale, mit deren Hilfe sich eine ganze Gesellschaft gegenseitig versicherte, im Besitz einer vollkommenen Kultur zu sein. Die damals entstehende „Kulturreligion“ hatte eine klassische Tradition zum Gegenstand, die es so zuvor nie gegeben hatte. Vielmehr war in der Kaiserzeit entsprechend den Bedürfnissen eines multikulturellen Vielvölkerstaates etwas Neues entstanden, das dem einzelnen über die politische Loyalität hinaus Zugehörigkeit und Identität vermitteln konnte.

Das letzte Kapitel des Buches beschäftigt sich u. a. mit den Auswirkungen dieser, wie ich anhand archäologischer Quellen zeigen konnte, breite Schichten der Gesellschaft erfassenden „Kulturreligion“ auf die Konzeption der frühen Christus-Ikonographie. Dem schon von den Apologeten des 3. Jahrhunderts verbreiteten Schlagwort vom Christentum als der wahren Philosophie entsprechen die Bilder von Christus als dem philosophischen Lehrer. Die Zusammenhänge gehen bis in Einzelheiten. So „erbt“ der bärtige Christus z. B. die langen Haare der charismatischen Wanderphilosophen (*theios aner*), und der strahlende jugendliche Heiland tritt in einer Maske auf, die sich aus den Heroen-Stilisierungen *der jeunesse dorée* der antoninischen und severischen Zeit ableiten läßt.

Ziemlich viel Zeit habe ich damit verbracht, die Eigenarten des antiken Intellektuellen-Bildes mit dem schwer zu fassenden Image des modernen Intellektuellen zu vergleichen, ohne daß am Ende mehr als ein paar Randbemerkungen in mein Manuskript eingegangen wären. Anlaß dazu war nicht zuletzt der Umstand, daß es am Wissenschaftskolleg gleich mehrere Fellows gab, die sich Gedanken über Situation und Aufgabe des modernen Intellektuellen machten — wie könnte es auch anders sein an einer solchen Institution. Die, die aus einem der ehemaligen sozialistischen Länder kamen, untersuchten dabei ihre eigene Rolle, fragten vor allem, warum die beim Umsturz aktiven Intellektuellen ihren Einfluß so schnell verloren hatten, und warum gerade in ihren Reihen das Denunziantentum so geblüht hatte. Es gab sogar eine Sitzung der sogenannten Mittwochsgesellschaft von Robert Darnton, in der wir einen Fellow unseres Jahrgangs, nachdem wir ihn zum typischen „freischwebenden“ Intellektuellen erklärt hatten, stellvertretend für alle verhörten.

Eine zweite Arbeit hatte die Bildstereotypen des Barbaren in der griechischen und römischen Kunst zum Gegenstand. Darüber hielt ich einen der Abendvorträge im Kolleg. Ich hatte das Thema zunächst unter dem Aspekt „Feindbild“ angegangen und als Vergleich zwischen den konträren Konstruktionen in Griechenland und Rom konzipiert. Gespräche im Kolleg, vor allem mit Antje Vollmer über die römische Arena, brachten mich dann dazu, den Blickwinkel zu erweitern und nach Entfaltung und Bewältigung von Gewalt unter verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Bedingungen zu fragen. Wieviel Gewalt braucht eine streng organisierte Gesellschaft? Welcher Zusammenhang besteht zwischen den Stereotypen vom minderwertigen Barbaren — in dem man nur noch eine „*materia vicendi*“ sah, wie es ein konstantinischer Hofdichter so treffend in der Sprache des Unmenschen formulierte — und den kontinuierlichen Hinrichtungen von Gefangenen in der Arena? Kann man aufgrund des Gebrauchs bestimmter Bildstereotypen etwas über die mentale Einstellung der Zeitgenossen aussagen?

Natürlich habe ich wie die meisten anderen Terminarbeiten und leider auch viele Gutachten schreiben müssen. Daneben sind aber wenigstens zwei Kolloquiumsbeiträge druckfertig abgegeben worden. Auch konnte und wollte ich mich den Einladungen Berliner Kollegen und Freunde nicht ganz entziehen; so habe ich sowohl an der Humboldt- wie an der Freien Universität Vorträge gehalten und bin mehrfach als „Festredner“ aufgetreten. Im Alten Museum habe ich anlässlich der Neuaufstellung des Sarkophag Caffarelli über „Girlande und Fest“ und anlässlich einer Ausstellung der Basler Bildhauerin Bettina Eichin über eine aus neun Bronzestatuen bestehende neue Musengruppe gesprochen.

Wer sich der Arbeit und den ständigen „Anregungen“ auf dem Musen-

hügel entziehen und erholen will, steht vor der Wahl, in welche der beiden Städte Berlin er fahren soll. Das nach wie vor verhärtete Nebeneinander der beiden Gesellschaften, das bis in das Publikum der einzelnen Theater, Konzertsäle, Kneipen, Geschäfte hinein zu spüren ist, hat mir auf die Dauer ziemlich zugesetzt. An jeder Ecke überfällt einen hier die gegenwärtige deutsche Befindlichkeit in einer Ballung, die nach Entladung drängt, die zumindest den reizbaren Bewohner des selbstzufriedenen Südens der Republik nicht zur Ruhe kommen ließ. Mit wem man auch ins Gespräch kommt, sofort verhakt man sich im deutsch-deutschen Gestrüpp. Scheinbar harmlose Themen münden unweigerlich in Bekenntnissen grundsätzlicher Positionen, meist ohne Perspektiven.

Es gibt wahrscheinlich derzeit keine Stadt, die in vergleichbarer Weise von ihrer Geschichte gezeichnet wäre wie Berlin. Die Baukräne und die täglichen Debatten um die künftige Gestaltung der „Hauptstadt“ halten einen in Atem, spielen sie sich doch vor dem Hintergrund der deutschen Katastrophe ab, deren Zeugen oder Spuren in den Architekturen überall gegenwärtig sind. Wo sonst gibt es solche Kontraste und Spannungen in den äußeren Erscheinungsbildern? Wenn man im Stadtbild einen besonders verdichteten Ausdruck von Wert- und Zielvorstellungen einer Gesellschaft sieht — ich habe unter diesem Aspekt antike Städte analysiert —, was bedeutet dann der hoffentlich noch zu verhindernde Wiederaufbau des Schlosses der Hohenzollern, um nur das spektakulärste Beispiel zu nennen? Was für Werte und Wunschvorstellungen werden das künftige Gesicht der Stadt prägen? Wer will welches Berlin und welche Republik? Überall wird man mit Umbruch und gigantischen Zukunftsaufgaben konfrontiert, aber wo sind die Köpfe, die die Diskussion mit weitem Horizont führen könnten? Überforderung der Strukturen und des Personals, die in beiden Teilen der Stadt ja oft noch von gestern stammen. Ein einzigartiges Schauspiel, mittendrin ein Archäologe als Zuschauer, der die Ruinen und Narben eher in Kassandrastimmung verschwinden sieht. Die Gründerzeit Wilhelms II. scheint näher als der Klassizismus Schinkels.

Auf visuelle Wahrnehmung trainiert, nahm ich manches vielleicht intensiver wahr als andere Bücherschreiber, so z. B. die unbeschreiblich scheußlichen Skulpturen, mit denen die „Villa Walther“, in der die meisten Fellows wohnen, so überreich geschmückt ist. Wir haben viel über den abstrusen Geschmack des wilhelminischen Baumeisters und seines Bildhauers gelacht. Aber wenn man sich das Bildprogramm etwas näher ansieht und weiß, daß es kurz vor dem ersten Weltkrieg entstanden ist, kann einem das Lachen vergehen angesichts der mit Kinderliebe und Mutterfreuden verbundenen Kriegslüsterheit, die einen da in humanistischer Verbrämung und flankiert von den unsäglichsten lateinischen Zitaten entgegenschlägt. Mich haben die apotropäischen Masken, mit denen die Fas-

saden bestückt sind, buchstäblich bis ins Bett verfolgt, denn es gab in unserer Wohnung kein Fenster, aus dem man nicht auf diese Skulpturen schaute. Auf dem Balkon standen zwei klassische Grabaltäre und selbst, wenn man in den Garten ging, begrüßten einen zwei römische Panzerstatuen. Weniger als hundert Jahre früher hat Schinkel in Berlin und Potsdam seine wunderbar humanen, bescheidenen Villen für die königliche Familie gebaut. Die Stadt ist voll von diesen in ihrer Symbolhaltigkeit bedrängenden Gegensätzen.

Nie habe ich gleichzeitig in so vielen verschiedenartigen Welten gelebt und sie in ihrer Widersprüchlichkeit so unmittelbar empfunden wie in diesen Monaten. Als ich im Oktober nach Berlin kam, erwartete ich ein ruhiges Jahr ungestörter Arbeit und anregender Muße. Am Ende finde ich mich eher in einem Zustand der Unruhe und Verunsicherung wieder, der weit über die Einstellung zur eigener Arbeit, ihren Zielen und Standards hinausreicht. Aber nach den Worten unseres Rektors ist das ja ein Anzeichen dafür, daß die Kur im Wissenschaftskolleg angeschlagen hat und eine Besserung des intellektuellen Gesamtzustandes bevorsteht.